

VIRION GRAÇI

ZWEI ERZÄHLUNGEN

BEIM STADION

Ich mußte einen Umweg machen und verirrte mich zwischen Wohnblocks. Die Hauptzufahrtsstraße von Süden her war nämlich durch Fahrzeuge einer Geisterfirma blockiert, die Asphalt aufbrachte oder wenigstens so tat, als brächte sie Asphalt auf. Ich fuhr eine Weile auf gut Glück herum, ständig in Gefahr, mit einem Karren oder einer Luxuskarosse zu kollidieren. Schließlich landete ich in einem Ghetto fliegender Händler, die unter dem Schutz elender Plastikplanen Kleider, Schuhe, Teppiche und Kochtöpfe feilboten. Die Herrenbekleidung erregte meine Interesse, weil sie bei gleicher Qualität nur halb soviel kostete wie in meiner Stadt. Inmitten eines Dreiecks aus Kleiderständern (ebenfalls zum Verkauf bestimmte Ware) stand ein Kleinbus, welcher als ambulante Trinkhalle diente. Plastiktische und ein paar Stühle standen davor, und man servierte Bier und Fleischbällchen. Ich erkundigte mich bei einem der Kunden nach dem Weg zur Wohnung meines Freundes. Sein Haus war mittlerweile in einem wilden Haufen von Neubauten ohne jedes Straßennetz verschwunden. Ein wahres Betonlabyrinth. „Ich weiß, wo das ist, ganz in der Nähe“, beruhigte mich der Kunde.

„Ihr Auto können Sie aber nicht hierlassen“, fügte er eilig hinzu, als ich erleichtert aufseufzte.

„Ist das hier etwa Privateigentum?“ fragte ich gereizt.

Ich merkte, daß ich ihn gekränkt hatte, und trat rasch den Rückzug an. Ich erfuhr, daß er Fitim hieß und gleichfalls mit Kleidern handelte. Wir kamen ins Gespräch. Anders als manche seiner Mitbürger hatte er keineswegs das Bedürfnis, sich des Bodens unter unseren Füßen zu bemächtigen. Die Ware, die er verkaufte, bekam er von seinem sechzehnjährigen Neffen geliefert, dem Sohn seiner Schwester. Sie kamen alles in allem gerade so über die Runden. Ich begann mir Sorgen um mein Auto zu machen, denn in diesem Bezirk lebten Menschen mit dunklem Teint (Zigeuner, wie wir sie hinter vorgehaltener Hand oft nennen), die alles stahlen, was sie gemeinsam nach Hause schleppen konnten. Ich entschuldigte mich bei Fitim wegen des erregten Tons, den ich kurz zuvor angeschlagen hatte, kaufte eine Telefonkarte und rief meinen Freund auf dem Handy an. Er befand sich gerade in Korça und bedauerte sehr, mich nicht so empfangen zu können, wie es zur Erhaltung seiner Ehre eigentlich nötig war, empfahl mir aber, dennoch in seiner Wohnung vorzusprechen, da seine Gattin Vera und die beiden Söhne mir sicherlich ein Mittagessen in angenehmer Atmosphäre zu bieten hätten. Ich drückte mich. Ich behauptete, ich sei bloß zufällig vorbeigekommen, ein andermal gerne, wenn sich vielleicht die Gelegenheit bot, zusammensitzen wie in alten Zeiten.

Ich nahm bei Fitim Platz, um mich etwas auszuruhen beziehungsweise wieder zu Atem zu kommen, wie sich einer meiner Bekannten auszudrücken pflegt, der als Sportjournalist bei unserer Lokalzeitung beschäftigt ist.

„Das ist wirklich nicht nötig, ich muß auch gleich weiter“, beteuerte ich, als Fitim mit Bier und ein paar Fleischbällchen zurückkam und alles zusammen auf den Tisch stellte.

„Das ist doch wirklich kein Problem“, antwortet er. „Bei dieser Hitze geht das Bier hinunter wie nichts.“

Er sah, wie verlegen mich seine ausufernde Gastfreundschaft machte, und lächelte mir deshalb aufmunternd zu.

„So, wie du redest, habe ich gleich gemerkt, woher du kommst“, sagte er.

„Du hast mein Nummernschild gesehen“, schränkte ich scherzhaft seinen Erfolg ein.

„Nein, es war, wie du redest. Ich hatte mit eurer Stadt zu schaffen. Meine Schwester ist dort.“

„Oh“, lachte ich, „dann kann ich das Bier ja ohne weiteres annehmen.“

„Ja, hinunter damit, einfach zum Vergnügen, ohne falsche Schlußfolgerungen.“

„Kann man hier überhaupt etwas verdienen“, erkundigte ich mich.

„Es geht. Zum Leben reicht es. In der Türkei sind Textilien ziemlich billig zu haben, nicht gerade die beste Qualität, aber dafür kann sie sich jeder leisten.“

„Mit der Kaufkraft geht es ständig bergab.“

„Ich habe da einen Herrenanzug, lindgrün. Willst du ihn anprobieren?“

„Bring ihn schon her, anprobieren ist nicht nötig“, erwiderte ich.

„Bei mir ist Anprobe obligatorisch. Ich bin ein seriöser Geschäftsmann, und du kannst es dir bestimmt auch nicht leisten, das Geld zum Fenster hinauszuerwerfen.“

Ich probierte den Anzug an und zahlte, dann packten wir ihn sorgfältig ein. Fitim kontrollierte meinen Kühler und fing an, Wasser nachzufüllen. Ich schaute mich solange um. Ringsum bittere Armut.

„Gib mir den Autoschlüssel.“ Er hat etwas auf dem Herzen. Druckst herum.

„Heraus damit, du brauchst keine Angst zu haben.“

„Na ja“, druckste Fitim wieder, „da wäre etwas für Gjirokastra.“

„Für deine Schwester?“

„Ja.“

„Ich bring's hin, kein Problem.“

Er kam mit einem Strauß Plastikblumen in schimmerndem Zellophanpapier zurück. Ich erfuhr, daß seine Schwester vor ein paar Monaten verstorben war, und daß er die Blumen für ihr Grab vorgesehen hatte.

„Ich bringe sie hin“, versprach ich ihm.

„Ihr Grab ist ziemlich auffällig. Roter Granit mit zwei Bögen.“

„Ich werde es schon finden“, sagte ich.

„Das Geld für das Grab stammt von ihrem Sohn. Drei Millionen. Ich denke, es ist schön geworden.“

Ich wollte ihm weitere schmerzliche Erinnerungen ersparen und packte die Blumen zum Anzug in den Kofferraum.

Nach meiner Ankunft fuhr ich als erstes beim Friedhof vorbei. Das vom Geld des sechzehnjährigen Sohnes bezahlte Grab aus rotem Granit mit zwei Bögen fand ich nicht. Ich erkundigte mich nach der Adresse des Ehemanns. Es handelte sich dabei um ein recht angenehmes Speiselokal beim Stadion.

Das Speiselokal fand ich, den Witwer allerdings nicht. Nur seinen Bruder. Ich schilderte ihm meinen Auftrag. Er schloß einen Fensterflügel und sagte: „Das Geld haben wir bekommen, es war nicht viel, rund drei Millionen. Wir haben es ins Lokal gesteckt, hier, die Theke, sieht sie nicht gut aus. Eine Kühltheke, ganz modern“, schloß er. Inzwischen war auch der Witwer eingetroffen. Auf dem Weg hinter die Theke gab ihm sein Bruder die notwendigen Erklärungen.

„Der Herr hat etwas gebracht ...“

„Ich bin im Auftrag von Fitim hier“, fiel ich ihm ins Wort. „Um Ihnen etwas zu überbringen.“

Ich holte den in schimmerndes Zellophanpapier gehüllten Plastikblumenstrauß aus dem Kofferraum und lieferte ihn ab. Dann entfernte ich mich. Beim Hinausgehen hörte ich sie beratschlagen. Der Witwer schlug für die Plastikblumen einen Platz rechts auf der Theke vor, während sein Bruder darauf bestand, sie auf die Espressomaschine zu stellen.

DER FÜNFTE ARBEITSTAG

Endlich, nach so vielen Dienstjahren bei der Polizei, war es mir vergönnt, im „Onkel Qamil“ mit einem Minister zu Mittag zu speisen, und nicht nur mit einem Minister, sondern sogar mit MEINEM Minister. Wir sind also im „Onkel Qamil“, ich, der Minister und die Leibwächter des Ministers, während ein paar Tische weiter zusammen mit ein paar Freunden ein Bauunternehmer Platz genommen hat. Der Bauunternehmer hat mir geraten, dem Minister gegenüber spendabel zu sein, zumal er selbst die Rechnung für unser Mittagessen übernehmen werde. Der Minister ist ein noch junger Mann, ungefähr der gleiche Jahrgang wie meine älteste Tochter Violeta. Er möchte mehr über mich und meine Familie erfahren, und ich erstatte in knappen Worten Bericht: Grundschule im Heimatort, höhere Landwirtschaftsschule im Abendunterricht, neben der Arbeit her, Wehrdienst in Sauk, das heißt zweijährige Ausbildung zum Polizisten für Sondereinsätze. Zweimal aus politischen Gründen kurz vor der Freistellung, jetzt noch drei oder vier Jahre bis zur Pensionierung. Pensionierung bedeutet für mich den Tod, oder besser gesagt, der Tod wäre für mich das reinste Vergnügen im Vergleich zur Pensionierung. Der Minister hört mir zu und verzieht teils verständnisvoll, teils mißbilligend die Lippen. Er übernimmt den Wein und die Beilagen. Der Bauunternehmer zwinkert mir von weitem zu und drückt seine Zigarette im Aschenbecher aus. Der Minister beginnt seinerseits zu erzählen, die rechte Hand auf das Herz gelegt: In den demokratischen Umbruch bin ich als Student hineingeraten, ohne mich zu überstürzten Handlungen hinreißen zu lassen. Als die meisten gegen die Diktatur protestierten, verhielt ich mich still, um mir auf diese Weise eine Position bei der neuformierten Linken europäischen Zuschnitts zu sichern. Inzwischen haben wir es geschafft, wir sind wieder an der Macht, man schätzt und respektiert uns, das Volk ist auf unserer Seite, das Volk mag und versteht uns, entschieden und überzeugt folgte es uns nach auf den neuen Pfaden, die wir einschlagen. Wichtig ist, daß man das Vertrauen des Volkes besitzt. In seiner Weitherzigkeit verzeiht es auch die eine oder andere Torheit. Du weißt ja, wie das ist: das schmutzige Geld, der Sexbetrieb, die internationale Kriminalität und die Mafia versuchen uns ständig zu verführen. Wir sind schließlich auch bloß Menschen, werden manchmal schwach, begehen Fehler, der eine mehr, der andere weniger, aber das Volk ist verständnisvoll und nachsichtig. Hauptsache, man erkennt seine Schwächen und hört nicht auf, an sich zu arbeiten. Ihnen, mein Herr, werden die verführerischen Vorstöße der dunklen Kräfte unserer Gesellschaft ja auch nicht fremd sein. Meine Antwort an den Minister ist ausführlich. Er kaut bedächtig sein Kotelett und die Beilagen, nippt am Wein, schaut mich manchmal beipflichtend und manchmal ungläubig an, wiegt seltsam sein Haupt und tut sich noch lebhafter am Fleisch vom Originalholz-

kohlengrill gütlich. Schließlich wischt er sich die Lippen ab und fällt mir ins Wort: Denken Sie bei Ihrer Arbeit bitte auch ein wenig an sich selbst, wenn man sich immer nur um die andern kümmert, landet man leicht auf der Straße und ist zum Betteln gezwungen. Wir hier in Tirana haben es ja am schwersten, die Lebenshaltungskosten sind unbezahlbar, die Preise stratosphärisch. Freunde und Gönner aus allen Teilen der Welt sind bereit, uns zu besuchen, mit uns zu sprechen, ihre Entscheidungen auf unsere aktuellen Bedürfnisse auszurichten. Soll man denn, sei es zu Hause oder im Büro, die Hände in den Schoß legen und abwarten, bis sie von selbst ankommen? Globale Aufgaben von enormer Bedeutung führen mich an Orte, wo ein Glas Mineralwasser siebenundachtzig Dollar kostet. Gegenseitige Hilfestellung ist also unerlässlich.

Das Gespräch wird konkreter und von geradezu herzerfrischender gegenseitiger Offenheit. Auch der Wein tut seine Wirkung. Wir sind inzwischen bei der fünften Flasche angelangt. Sein Handy zirpt. Ja! Wie? Vor fünf Minuten ist der Polizist Dalan Musha während eines Konflikts mit einem gefährlichen Individuum getötet worden? Selbstverständlich, ich komme sofort.

Der Minister bedeutet mir, sitzenzubleiben, er hat ein frischgefülltes Glas Wein in der Hand. Beruhigt schenke ich mir ebenfalls nach. Am Tisch drüben erhebt sich der Bauunternehmer, geht zum Kellner, zahlt und verläßt das Lokal.

„Kennst du ihn“, fragt mich der Minister.

„Ja, ich kenne ihn“, gebe ich zurück, „er ist vor einem Monat in die Polizei eingetreten. Heute war Dalan den fünften Tag im Dienst, nach Abschluß seiner Grundausbildung.“

„Ich meine den, der eben bezahlt hat“, widersprach der Minister. „Augenscheinlich ein sehr interessanter Typ. Ich möchte, daß du mich mit ihm bekanntmachst.“

Durch inständiges Bitten konnte ich den Minister dazu bewegen, an der Beisetzung des Polizisten Dalan Musha teilzunehmen, der in Erfüllung seiner Pflicht vom Chauffeur des Bauunternehmers mit einer Feuerwaffe getötet worden war. In seiner Aktentasche führte der Minister eine vorbereitete Rede mit sich, die er vor ein paar Wochen schon einmal bei der Beerdigung eines Polizisten gehalten hatte, welcher auf der Landstraße von Kakavija nach Gjirokastra von einem Tanklastzug überrollt worden war. Wir nahmen ein paar geringfügige Änderungen vor, Name, Alter (Dalan Musha war nur achtundzwanzig, das Opfer des Tanklastzugs dagegen sechsvierzig Jahre alt geworden), die genauen Umstände des Todes. Über Dalan Musha äußerte sich der Minister folgendermaßen: „Noch ohne die Erfahrung, die ihm eine ungezwungene Kommunikation mit den Bürgern erlaubt hätte, doch bereits reif genug, um in der ruhmvollen Geschichte unserer Polizei einen glänzenden Platz einzunehmen.“

Einige Tage später nahm ich mit ein paar Freunden, die rangmäßig unter mir standen, ein Abendessen im „Onkel Qamil“ ein, wo ich bereits mit dem Minister zu Mittag gespeist hatte. Mit einer gewissen Befangenheit wies mich der Oberkellner auf eine Rechnung hin, die an dem Tage offengeblieben sei, als ...

„Wie“, rief ich empört, „hat der Bauunternehmer denn unser Mittagessen nicht bezahlt? Welch treuloser Zeitgenosse!“

„Doch, doch, er hat alles bezahlt“, beruhigte mich der Kellner. „Doch in der Eile des Aufbruchs haben Sie eine Packung „Marlboro“ zu zahlen vergessen. Versehentlich natürlich.“

„Ach ja, jetzt fällt es mir wieder ein, ich und der Minister standen ein wenig unter Streß, das war doch der Tag, an dem dieser Polizist ... Ich hoffe, du siehst es mir nach“, sage ich.

„Aber natürlich, Herr Chef“, erwidert der Oberkellner und legt mir die Speisekarte mit über einhundert Speisen, Salaten und Getränken auf den Schoß.

© Joachim Röhm